

Beim Urteilen über die Schulter sehen

Es gab einmal das Wort „Schwefelgeruchswissenschaften“. Vielleicht gab es dieses Wort auch nicht. Vielleicht habe ich es in einer Kirchengeschichtsvorlesung bei Arnold Angenendt oder Heribert Smolinsky gehört und falsch zusammengesetzt. Aber der Sachverhalt, den es bezeichnet, hat existiert.

Aufkommende Wissenschaften wie Psychologie, Psychoanalyse und Soziologie wurden kirchlicherseits nicht nur kritisch befragt. Sie wurden mitunter verbal anrühig gemacht. Man versah sie gleichsam mit einem Geruch. Sie rochen nach Materialismus, Marxismus, sexueller Befreiung oder Gottesleugnung. Man musste ihre Ergebnisse dann nicht mehr im Einzelnen prüfen. Es genügte, die Nase zu rümpfen.

Aber nicht nur die Kirche verspottete die neuen Wissenschaften. Der Schriftsteller Karl Kraus soll über die Psychoanalyse gesagt haben, sie sei jene Geisteskrankheit, für deren Therapie sie sich halte.

Neue Wissenschaften treten offenbar nicht in einen leeren Raum. Sie treffen auf andere Wissenschaften, auf Weltbilder, Institutionen und Menschen, die bereits dort sitzen.

Wissenschaft setzt sich nicht einfach durch, weil sie „das Richtige“ herausgefunden hat.

In ihrem Innern ringt sie um Modelle, Methoden und Theorien. Nach außen ringt sie um gesellschaftliche Anerkennung, um Geld, Lehrstühle, technische Anwendung und politische Einbindung. Sie muss nicht nur wahr sein. Sie muss auch einen Ort finden, an dem ihre Wahrheit gelten darf.

Ich habe einen kleinen Ausschnitt dieses Ringens in der Mathematik erlebt. Mein Professor Bandelow verspottete in seiner Vorlesung zur Wahrscheinlichkeitstheorie das schulische Würfeln. Wahrscheinlichkeitstheorie, rief er, sei Maßtheorie.

„Integration, Integration, Integration!“

Der Satz war mathematisch richtig. Aber er zog zugleich eine Grenze. Hier die eigentliche Wissenschaft, dort das Würfeln mit den Kindern. Hier das Integral, dort die Urne mit den roten und schwarzen Kugeln.

Auch Lotfi Zadehs Unschärfelogik musste um Anerkennung kämpfen. Seine Theorie fand nicht zuerst in denjenigen wissenschaftlichen Kreisen Zustimmung, die sich für die natürlichen Hüter logischen Denkens hielten. Sie musste Umwege nehmen, andere technische und kulturelle Räume finden, bis ihre Leistungsfähigkeit praktisch sichtbar wurde.

Wissenschaftliche Anerkennung ist deshalb immer auch eine Machtfrage.

Wer entscheidet, was als Wissenschaft gilt? Wer darf eine Frage stellen? Welche Sprache gilt als seriös? Welche Erkenntnis erhält einen Lehrstuhl, welche nur ein müdes Lächeln? Wer kann seine eigenen Voraussetzungen unsichtbar machen und deshalb den Eindruck erwecken, er spreche im Namen der reinen Vernunft?

Wenn ich solche Fragen stelle, höre ich im Hintergrund noch immer die Frankfurter Schule.

Ich saß einmal mit einem peruanischen Priester am Tisch, dem ein Opus-Dei-Bischof die Pastoral in Cajamarca zerschossen hatte. Ein anderes Mal sprach ich mit einem Priester aus Ruanda, der in Simbabwe ein Priesterseminar eröffnen sollte. Beide Male tauchte die Kritische Theorie auf. Nicht als akademischer Bildungsbesitz. Sie war ein Werkzeug, um Machtverhältnisse wahrnehmen zu können.

Ausgerechnet in Deutschland schien dieses Werkzeug vergessen worden zu sein. Meine sozialwissenschaftlichen Kollegen am Gymnasium kannten die Frankfurter Schule kaum. Auch unter meinen akademischen Glaubensbrüdern war sie nur einzelnen Theologieprofessoren wirklich vertraut.

Vielleicht sind einige ihrer Fragen in Kompetenzen aufgegangen. Man analysiert Interessen, Konflikte und gesellschaftliche Strukturen. Aber die Herkunft dieser Fragen ist unsichtbar geworden. Die Werkzeuge sind noch da, doch niemand weiß mehr, aus welcher Werkstatt sie stammen.

Damit geht etwas verloren.

Die Kritische Theorie fragte nicht nur: Wer besitzt Macht?

Sie fragte auch: Wie verschleiert sich Macht? Wie verwandelt sie sich in Normalität, Sachzwang und scheinbare Vernunft? Wie gelingt es einer Entscheidung, ihre Herkunft so gründlich zu verbergen, dass am Ende niemand entschieden haben will?

Genau diese verdrängte Frage scheint uns heute in den Wahlergebnissen auf die Füße zu fallen.

Menschen erleben Entscheidungen. Sie erleben, dass ihre Schule geschlossen, ihr Krankenhaus verkleinert, ihr Arbeitsplatz umgebaut, ihre Heizung reguliert oder ihre Gemeinde finanziell handlungsunfähig wird. Aber sie erkennen immer seltener einen Entscheider.

Es war der Markt.

Es war Europa.

Es war die Haushaltslage.

Es war die Wissenschaft.

Es war ein rechtlich vorgeschriebenes Verfahren.

Jeder dieser Sätze kann richtig sein. Zusammengenommen können sie dennoch den Eindruck erzeugen, niemand trage Verantwortung und nichts könne verändert werden.

Die Erfahrung der Macht verschwindet dadurch nicht. Es verschwindet nur ihre Lesbarkeit.

Dann treten andere auf und geben der Macht wieder ein Gesicht. „Die Eliten“, „Brüssel“, „die Medien“, „die Altparteien“: Die Erklärungen sind häufig falsch und gefährlich. Aber sie besitzen einen Vorzug gegenüber der Sprache des Sachzwangs: Sie behaupten wenigstens, dass Menschen handeln und Entscheidungen treffen.

Vielleicht liegt darin ein Teil ihres Erfolgs.

Eine wohltuende Gegenbewegung zu dieser Verschleierung habe ich ausgerechnet in der Schule erlebt.

Ich war als Lehrer oft freundlich und in einzelnen Situationen nachgiebig. Aber ich habe meine Schülerinnen und Schüler immer wieder daran erinnert:

„Denkt daran: Ich bin derjenige, der hier die Noten gibt.“

Das war nicht als Drohung gemeint. Es war der Hinweis auf eine Wirklichkeit, die durch Freundlichkeit nicht verschwand. Ich konnte nett, empathisch und vielleicht sogar ein guter Lehrer sein. Aber ich blieb derjenige, der am Ende feststellte:

Ihr habt es geschafft.

Und ihr nicht.

Wo immer ich die Grenze zog: Ich zog sie.

Bei einer Deutsch- oder Englischarbeit schien allen klar zu sein, dass die Bewertung vom Ermessen des Lehrers abhing. Eine Mathematikarbeit dagegen galt als objektiv. Eine Aufgabe war richtig oder falsch, die Punkte wurden addiert, die Note ergab sich.

Aber so einfach war es nie.

Ich hatte die Aufgaben ausgewählt. Ich hatte den Schwierigkeitsgrad festgelegt. Ich entschied, wie viele Punkte ein richtiger Ansatz erhielt. Ich bestimmte, wo die Grenze zwischen ausreichend und mangelhaft verlief.

Als ich in den Schuldienst eintrat, stand im Lehrplan noch, bei der Bewertung seien der eingeschlagene Lösungsweg und der Durchschnitt der Lerngruppe zu berücksichtigen. Also sah ich mir zunächst alle Arbeiten an. Danach bepunktete ich sie so, dass nicht mehr als ungefähr zwanzig Prozent der Klasse unter dem Strich blieben.

Das war keine nachträgliche Manipulation. Es war die Prüfung meines eigenen Maßstabs.

Wenn ein großer Teil der Klasse scheiterte, konnte ich nicht einfach feststellen, dass ungewöhnlich viele Kinder versagt hatten. Vielleicht war die Arbeit zu schwer gewesen. Vielleicht hatte mein Unterricht die Kinder nicht ausreichend vorbereitet. Vielleicht hatte ich etwas anderes geprüft als das, was sie hatten lernen können.

Die Arbeit bewertete nicht nur die Schülerinnen und Schüler. Die Ergebnisse der Schülerinnen und Schüler bewerteten rückwirkend auch meine Arbeit.

Später konnte ich mit zunehmender Erfahrung auf diesen zusätzlichen Schritt verzichten. Ich entwickelte ein Gefühl dafür, was erwartbar war. Aber entscheidend war etwas anderes: Die Schülerinnen und Schüler wussten, dass es diesen Schritt gegeben hatte. Sie durften mir sozusagen bei der Korrektur über die Schulter sehen.

Das nahm mir meine Macht nicht.

Es machte sie sichtbar.

Vielleicht entstand gerade dadurch Vertrauen. Nicht, weil die Schülerinnen und Schüler jederzeit mit meiner Entscheidung einverstanden waren. Auch eine sichtbare Macht kann enttäuschen. Aber sie wussten, wo mein Spielraum begann. Sie konnten sehen, woran ich mich band, wo ich urteilte und wo ich eine Grenze zog.

Das war ein kleines Stück klinischer Demokratie.

Demokratie bedeutet nicht, dass niemand entscheidet. Sie bedeutet auch nicht, dass alle Beteiligten die gleiche Verantwortung und die gleichen Möglichkeiten besitzen. Lehrer und Schüler sind nicht gleich mächtig. Regierende und Regierte sind es ebenfalls nicht. Fachleute wissen manches, was andere nicht wissen.

Demokratisch wird eine solche Asymmetrie nicht dadurch, dass man sie leugnet.

Sie wird demokratisch, wenn Macht ihre Bindungen und ihre Spielräume erkennen lässt.

Vielleicht erklärt das auch einen Teil des Erfolgs politischer Vereinbarungen, in denen wissenschaftliche oder fiskalische Berechnungen nicht einfach als fertige Wahrheit vorgelegt werden. Ein Rentenmodell etwa kann rechnerisch überzeugend sein und politisch dennoch scheitern. Denn die Betroffenen fragen nicht nur, ob die Zahlen stimmen.

Sie fragen:

Warum wir?

Warum jetzt?

Warum diese Grenze?

Was geschieht mit denen, die sie nicht erreichen können?

Eine politische Entscheidung ist deshalb nicht fertig, wenn die Rechnung abgeschlossen ist. Sie muss bereits in ihrer Entstehung ein Akzeptanzszenario enthalten. Nicht als nachträgliche Werbung. Nicht als Kommunikationsstrategie, mit der man den Menschen eine fertige Zumutung besser verkauft.

Die Rückmeldung der Betroffenen muss auf das Modell selbst zurückwirken dürfen.

So wie die Ergebnisse einer Mathematikarbeit auf ihren Notenschlüssel zurückwirkten.

Wissenschaftlicher Fortschritt befreit uns nicht von politischen Entscheidungen. Er vermehrt die Entscheidungen, für die wir Verantwortung übernehmen müssen. Das gilt für die Klimawissenschaft, für die Medizin, für die Rentenpolitik und für jede andere Wissenschaft, deren Erkenntnisse das gemeinsame Leben verändern.

Wir können diese Entscheidungen hinter Formeln, Sachzwängen und Verfahren verbergen. Dann werden Menschen die Macht dennoch spüren, aber ihre Herkunft nicht erkennen. Andere werden ihnen einfache Täter anbieten.

Oder wir sagen:

Hier waren wir gebunden.

Hier gab es Alternativen.

Hier hatten wir Ermessen.

Hier haben wir die Grenze gezogen.

Und hier dürft ihr uns beim Urteilen über die Schulter sehen.